

PRODUKTIVERES STUDIUM

Mehr und mehr wächst unter der gesamten Jugend der Wille zum Lernen. Dabei spielen vor allem unsere Oberschulen, Berufsschulen, Universitäten und Hochschulen eine bedeutende Rolle. Die Mehrheit der Jugendlichen arbeitet nach der Lehrzeit oder dem Studium fleißig mit, viele bewähren sich als junge Sozialisten. Doch bei weitem noch nicht alle Jugendlichen verlassen unsere Bildungsinstitutionen mit einer richtigen Beziehung zum Leben. Die Jugend wird in der Regel bereits mit sehr guten fachlichen Kenntnissen ausgerüstet. Die gesellschaftliche Ausbildung der Jugend hält aber damit noch nicht Schritt. Zwar werden dem Schüler, dem Lehrling und Studenten viele politische Kenntnisse vermittelt, aber das geschieht oft lehrbuchmäßig und losgelöst von der Praxis und der Vielfalt des Lebens.

(Aus dem Kommuniqué des Politbüros zu Fragen der Jugend)

Prof. Dr. Herbert Uebermuth, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik:

Diszipliniert und voller Eifer studieren!

Ich bin deshalb mit den Leipziger Studenten besonders verbunden, weil ich selbst in Leipzig studierte, und wenn ich morgens in die Chirurgische Klinik gehe, die Treppen zu den Operationsäulen und zu meinen Arbeitszimmern hinaufsteige und an mir die jungen Mediziner vorbeilassen, dann werde ich tagtäglich daran erinnert, wie es zu der Zeit war, als ich selbst als Student die gleiche Treppe hinaufstürmte, und andererseits erinnere ich mich dann, wie sich das studentische Leben heute darstellt. Wie groß ist der Bogen, der sich von meiner Studienzeit, der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, bis zu ihrem Studium hinüberspannt! Es ist ein ungeheurer Maßstab, der ihnen kaum faßbar sein wird; denn sie sind in Jahren geboren, in denen sich die Verhältnisse von Grund auf änderten, also nach dem zweiten Weltkrieg. So ist es wichtig, daß hinter gewisse Werte ein Inhalt gesetzt wird, wie z. B. hinter jenes, welches eine epochale Wandlung unserer gesellschaftlichen Bedingungen bedeutet, nämlich „Studienfreiheit“. Für sie könnte diese zu einer Selbstverständlichkeit geworden sein, nachdem sie das Bildungsprivileg im Klassenstaat nicht mehr kennen.

Dieses begann schon in der Vorschule: Es gab, als wir junge Menschen waren, drei Vorschulen: die Volksschule, die Bürgerschule und die „Höhere Bürgerschule“. Nur die letztere bot nach ihrem Bildungsniveau eine solche Vorbereitung, daß der Übergang zum Gymnasium — der Oberschule von heute — möglich war. Wer aber von der Volksschule, der Schule für Kinder und Arbeiter, und von der einfachen Bürgerschule für Kinder von Kleinbürgern den Sprung zu höherer Bildung wagen wollte, hatte einfach nicht das Rüstzeug hierzu, um durch die Aufnahmeprüfung zu kommen. Damit war die Abschirmung vollzogen, ohne daß nach außen hin der Devise „Freie Bahn dem Tüchtigen“ offen entgegengetreten wäre. Und auch für mich wäre die Aufnahmeprüfung nicht zu bestehen gewesen, wenn mir nicht unser Volksschullehrer freiwillig Monate vorher an freien Nachmittagen Sonderunterricht gegeben hätte. Ich werde ihm das immer zu danken haben.



Ein anderes Zeichen der Klassifizierung war es, daß die Schüler der „höheren Schulen“ farbige Mützen trugen, um sich gegen diejenigen abzusetzen, die sich auszubilden auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht die Möglichkeit hatten.

Nicht anders vollzog sich das Universitätsstudium. Auch hier war im Grunde die Bildung privilegiert für die Klassen, die vermögend waren. Hinzu kam das Vorrecht zum Studium für Männer. Verglichen mit meinem Stadium der Medizin ist es eine tiefgreifende Wandlung, die ich täglich im Hörsaal aufs neue wahrnehme, daß fast fünfzig Prozent auf Studentinnen kommen, die auf Grund ihrer besonderen weiblichen Veranlagung für das Arztum besonders berufen sind. Wie verständnislos, daß Frauen noch um die Jahrhundertwende aus den medizinischen Hörsälen gewiesen wurden. Was für ein Schicksal schlossen die damaligen Verhältnisse für die jungen Männer ein, die trotz Bezahung durch das damalige Bildungsprivileg von der Wissenschaft ferngehalten wurden, und für die Frauen, die vielleicht zu außerordentlichen Ärztinnen berufen waren, aber durch gesellschaftliche Umstände vom Studium ausgeschlossen blieben!

Dazu kam noch etwas, was das studentische Leben gegenüber heute formte. Das war das Verbindungsstudententum. Auch hier zeigte sich eine Klassifizierung, die unerfreuliche Folgen hatte. Es war so, daß diejenigen Studenten, die den Verbindungen nicht angehörten — was wieder eine Geldfrage war —, in vieler Hinsicht ausgeschlossen waren. Es kam zu Auswirkungen, die das Studentenleben recht unerfreulich gestalten und ein Zusammenleben durchaus verhinderten.

Daß das alles heute so ganz anders ist, daß im vergangenen Jahr 180 Millionen DM für Stipendien ausgegeben wurden, daß der Anteil der Frauen am Studium, zumindest in der Medizin, nahezu auf fünfzig

Prozent gekommen ist — das alles hat Zusammenhänge, die ihnen immer vor Augen sein sollen: Es zeigen sich die Entwicklungsgesetze der sozialistischen Gesellschaft, für die es ein Grundgesetz ist, die Produktion und die Wissenschaft als wichtigste Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung anzuerkennen. Einer bedarf des anderen, und ohne die heiligen Hände in der Produktion würden sie nicht studieren können, würden wir an den Kliniken nicht arbeiten und forschen können; das sollte nie vergessen werden. Und das sollte ganz besonders tief beeindruckend während sich in gleicher Zeit in Westdeutschland eine Krise des gesellschaftlichen Bewußtseins vollzieht, eine Krise, ganz deutlich und bedrückend erkennbar an Äußerungen der Philosophen, der Wissenschaftler und in der Literatur, eine Krise, die sich in Verärgertigkeit und seelische Bedrückung umsetzt und die andererseits so recht den Abstand von den hohen Zielen nach Weltfrieden, Hilfe für Arme und Kranke auf Seiten des sozialistischen Lagers erkennen läßt.

Es sollen sich aber Folgerungen aus dieser epochalen Wandlung ergeben, die ihnen ihr Studium zu einer Freude macht, zu einer von wirtschaftlichen Sorgen unbelasteten Freude: Sie sollten nie vergessen, daß ihr Studium ein gesellschaftlicher Auftrag ist, daß mit der Freigabe, sich zu entwickeln, sich ausbilden zu können, die Forderung verbunden sein muß, daß sie diszipliniert und voller Eifer ihrem Studium obliegen. Es ergibt sich für sie als Studenten eine immerwährende Verpflichtung, die ungeheure Entwicklung, die einmalig in unserem deutschen Vaterland ist, in ihren Zusammenhängen zu verstehen und nie zu übersehen, was für ein großartiger Fortschritt sich für die menschliche Gesellschaft in dieser kundtut.

Und ein zweites: Sie wollen nie vergessen, daß der Weg sehr schwer war und daß nichts in den Scholl gefallen ist. Sie wissen, daß sich für diese Entwicklung Männer und Frauen bis zur Aufgabe ihres Lebens eingesetzt haben und bis zum Tode ihren Zielen treu geblieben sind als Wegbereiter für ein glücklicheres menschliches Zusammenleben — nicht zuletzt in unseren Hochschulen.

Klaus Kühndel, Medizinstudent:

Bessere Möglichkeiten zum Selbststudium

Klaus Kühndel befaßte sich in seinem Diskussionsbeitrag besonders mit den Voraussetzungen zur Verbesserung des Selbststudiums und der wissenschaftlichen Arbeit der Studenten. Er führte unter anderem aus:

Eine Reserve gibt es ohne Zweifel im Zusammenhang mit der propädeutischen Vorlesung nach dem Physikum. Es ist so, daß die Propädeutik-Vorlesung, die eine Einführung in die Medizin gibt, erst ein Semester nach dem Physikum gelesen wird, und wir in den großen Ferien in die Krankenhäuser zur Famulatur gingen, ohne ein gewisses Minimum an Vorlesungen gehört zu haben, die die betreffenden Gebiete beinhalten. Wir sind der Meinung, daß wir doch ein gewisses Rüstzeug an theoretischer Ausbildung brauchen, um unsere Kenntnisse in der Praxis anwenden zu können. Zum anderen bestehen aber auch Meinungen, daß man die einführenden Vorlesungen, also die Propädeutik, doch auf 20 oder 25 Stunden reduzieren und dann sofort mit den Hauptfächern beginnen sollte. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, daß wir in die Probleme sofort richtig eingeweiht werden. Es ist sonst so, daß die Probleme in kurzer Fassung in der Propädeutik und dann noch einmal in ausführlicherer Form in den Hauptvorlesungen abgehandelt werden, so daß man hier doch gleich mit der Hauptvorlesung beginnen sollte, um Zeit zu sparen und um die Zeit ausnutzen zu können für unser Selbststudium. Zum anderen ist es aber auch so, daß in den Vorlesungen — in der Vorklinik und auch in der Klinik — Stoff in einer Fülle geboten wird, der von den Stu-

denten gar nicht verarbeitet werden kann und es für den Studenten sehr schwer ist, hier die Probleme herauszufinden, die später für seine Praxis von Bedeutung sein werden. Wir halten es deshalb für sehr gut, was einzelne Professoren tun, u. a. Herr Professor Uebermuth, der immer wieder auf bestimmte Probleme hinweist, die wir für unsere spätere Praxis ganz besonders brauchen, und diese Punkte auch in der Vorlesung immer wieder in den Vordergrund stellt.

Man sollte dabei aber auch einmal überprüfen, inwieweit einzelne Fächer, ich möchte hier die Botanik und Zoologie nennen, in ihrer Fülle überhaupt noch notwendig sind, da sich die medizinische Wissenschaft in sich einem Tempo entwickelt hat, daß die Studenten immer mehr Stoff verarbeiten müssen. Man sollte überprüfen, ob es unter diesen Bedingungen noch erforderlich ist, jeden Studenten in einer mehr oder weniger strengen Prüfung über alle einzelnen Belange der Botanik, der Zoologie oder auch anderer Fächer zu prüfen, sondern ob es nicht zweckmäßiger wäre, solche Fächer mehr auf die medizinische Wissenschaft zuzuschneiden und in Verbindung mit der medizinischen Wissenschaft die Probleme darzulegen, wie sie für den Studenten interessant und vor allem wichtig sind.



Lehrerstudenten der Fachrichtung Biologie/Chemie im Labor

Dr. Günter Wutzler, Mitglied des Zentralrates der FDJ:

Praktische Arbeit mit Kindern leisten

Unter anderem verweisend auf den Beschluß des Büros des Zentralrates der FDJ zur Lehrerausbildung, in dem die Notwendigkeit hervorgehoben wird, daß sich die Lehrerstudenten ein hohes fachliches und pädagogisches Können aneignen haben, führte er aus:

Eine Seite scheint mir hier in Referat und Diskussion etwas zu kurz zu kommen, nämlich, daß wir uns enger mit dem Leben verbinden wollen, die Probleme der Wissenschaft in der Praxis verfolgen und an der Lösung praktischer Probleme mitarbeiten wollen. Das bedeutet meines Erachtens, eine Ergänzung in der Entscheidung vorzunehmen und die wachsenden Aufgaben der Lehrerstudenten hier mit einzuarbeiten. Und die heißen auf eine Formel gebracht: Praktische Arbeit mit den Kindern leisten als spezifischer gesellschaftlich nützlicher Beitrag der Lehrerstudenten. Anders gesagt: Wir können nicht die gesellschaftlich nützliche Tätigkeit der Studierenden der Karl-Marx-Universität über einen Leisten schlagen. Es ist hier noch zu differenzieren auszusprechen, wenn gesagt wird, daß mit Arbeitsgemeinschaften in Industrie und Landwirtschaft Verbindung gehalten werden soll. Ich möchte unterstreichen wissen: Die erste, die wichtigste gesellschaftliche Arbeit des Lehrerstudenten ist die praktische Arbeit mit Kindern, und zwar in mannigfaltiger Form. Wir wollen nicht so engherzig herangehen und etwa nur die obligatorisch vorgesehene Tätigkeit als Pioniergruppenleiter darunter begreifen. Dazu gehört auch das Wirken als Arbeitsgemeinschaftsleiter, ja noch mehr —

in dem Beschluß des Büros des Zentralrates wird auch darauf verwiesen, daß dazu, zum Beispiel gehört, sich über einen längeren Zeitraum mit einem Kind zu beschäftigen.

Das ist nicht nur eine Problemstellung der sogenannten außerunterrichtlichen Arbeit. Hier müssen genauso die fachistischen Probleme eine Rolle spielen. Müge sich der Mathematikstudent einmal ansehen: Wie ist es um die Denkerziehung, um die Entwicklung der Denkfähigkeit, um die Entwicklung der Fähigkeit, Zahlenbeziehungen zu erfassen, bei den Schülern der verschiedenen Altersstufen bestellt.

Ich finde, Vorlesungen und Seminare reichen nicht aus, um den gesellschaftlichen Auftrag zu erfüllen, sozialistische Lehrpersönlichkeiten zu werden, wenn wir das humanistische Anliegen erfüllen wollen, die heranwachsende Generation zu erziehen. Dazu gehört, daß wir in der Vorstellungs- und Denkwelt der Kinder gut Bescheid wissen. Nehmt zum Beispiel nur einmal die Problematik der Schüler der 8. und 10. Klassen. Da wissen wir noch viel zu wenig.

Also, so wie die Landwirte und die Chemiker vor ein oder zwei Jahren vorgegangen sind, so ähnlich sollten die Gruppen und Grundeinheiten der Lehrerstudenten sich Gedanken darum machen, wie sie noch besser als bisher die Ausbildungsprogramme unterstützen, wie sie von sich aus Verbindung zu den Kindern herstellen können, und sie sollten eine Vielfalt der Formen dabei im Auge haben.

Universitätszeitung, 14. 2. 1961, S. 3

Helga Conrad, Assistentin am Slavischen Institut:

Eher in die Schule

Es erscheint uns besonders wichtig, daß unsere Lehrerstudenten eher die Verbindung zur Schule erhalten. Bis jetzt ist es doch so gewesen, daß ein großer Teil der Studenten — gerade an unserem Institut — Angst vor dem Lehrerberuf gehabt hat. Und bis jetzt hat es sich immer gezeigt, daß nach dem ersten Fachpraktikum diese Angst verlorengegangen ist und die Studenten erst einmal wirklich begriffen haben, was der Lehrerberuf bedeutet, und was sie fachlich dazu tun müssen, um wirkliche Lehrer werden zu können. — Es gibt bei uns viele Beispiele dafür, daß Schulen nur Leitort eines der näheren Umgebungen sind an uns wenden, wenn durch Krankheit eines Lehrers der Russisch-Unterricht ausfallen muß, und um Hilfe bitten. Bis jetzt ist es uns nie schwergefallen, dafür Studenten zu finden, ich glaube, das ist auch ein Ausdruck dafür, daß die Mehrheit unserer Lehrerstudenten sehr gern in der Schule arbeitet und daß man ihnen aber auch rechtzeitig — nicht erst im vierten

Semester — Gelegenheit dazu geben sollte.

Dieter Krause, Geographiestudent:

Blick in den Eimer

Wie Heinz Krause sehr richtig sagte, sollte ein Student einen Blick ins Buch und zwei ins Leben tun. Aber das müssen wir sagen: Wir tun einen Blick ins Buch, einen ins Leben und einen in den Eimer. (Hinterkeit im Saal.) Wir hatten alle erwartet, daß im Laufe des ersten Studienjahres bereits eine pädagogische Ausbildung, zumindest in den Anfangsformen stattfinden. Bis jetzt haben wir aber noch nichts davon gespürt. Wir sollten nun — und das hätten wir auch sehr gern getan — uns genau Gedanken machen, wie wir das Praktikum nutzen wollen, um uns auf unseren Lehrerberuf vorzubereiten. Aber bis zum 25. Januar wurde der Inhalt des Praktikums von den Pädagogen streng geheimgehalten. Wir haben doch das Recht, zeitig genug zu erfahren, wo ist das Praktikum, welches ist der Inhalt des Praktikums und wie wird es überhaupt durchgeführt. Aber stillschweigend wurden wir immer wieder abgewiesen. — Wir wissen heute noch

nicht genau — heute ist Sonnabend, und am Dienstag geht es los —, was wir in Böhlen tun werden.

Jugendfreund Kappell, Physikstudent:

Komplexpraktikum mit Chemikern

Ich möchte hier dem Prorektor für Studienangelegenheiten den Vorschlag unterbreiten, zu prüfen, ob es nicht möglich ist, daß wir ein Komplexpraktikum, zumindest zunächst teilweise, zusammen mit den Chemikern durchführen. Und zwar haben wir die Vorstellung, daß es zum Beispiel möglich sein müßte, in bestimmten Chemiebetrieben — so etwa in Bitterfeld, Wolfen oder Leuna — Physik- und Chemiestudenten gemeinsam Aufgaben lösen zu lassen wie das ja später in der beruflichen Praxis auch auftritt. Und vor allem würde das dazu beitragen, daß auch wir als Physiker schon eine Vorstellung von der Arbeit in einem Chemiebetrieb haben.